

„DE GANZE GEMEEN STEIHT OP AS EEN MANN“

ZUM DEUTSCHEN NATIONALISMUS VON PASTOREN IN NORDFRIESLAND
VOR UND NACH DEN VOLKSABSTIMMUNGEN VON 1920

THOMAS STEENSEN

Für die Region Nordfriesland waren die Volksabstimmungen¹ des Jahres 1920 ein im wahren Sinne einschneidendes Ereignis. Zwar brachten sie keineswegs eine „Zerstückelung des Friesengaus“, wie es damals in maßloser Übertreibung selbst ein landeskundiger Historiker behauptete;² denn die sodann an Dänemark abgetretenen Gebiete können, wenn überhaupt, nur zu einem ganz kleinen Teil zum nordfriesischen Kultur- und gar nicht zum damaligen friesischen Sprachbereich gerechnet werden. Doch Nordfriesland wurde beinahe über Nacht Grenzgebiet, mit allen Konsequenzen, und die seit Jahrhunderten bestehenden Verbindungen zur Stadt Tondern, nicht zuletzt Sitz der Kreisverwaltung, rissen ab. Auf wirtschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiet ergaben sich wesentliche Folgen. Einschneidend wirkte sich das Erlebnis der Volksabstimmung auch auf die Mentalität der Menschen aus.

Die Plebiszite waren festgelegt in den Artikeln 109–114 des Friedensvertrages und wurden deshalb weithin als Ausfluss des „Schandfriedens“ und „Diktats von Versailles“, wie man immer wieder formulierte, betrachtet. In der „ersten Zone“ sollten die Stimmen *en bloc* gewertet werden; hierzu gehörte ganz Nordschleswig von der Königsau bis zu einer von dem dänischen Geographen und Historiker H. V. Clausen erdachten Linie, die nördlich um Flensburg, aber südlich um Tondern verlief. In diesem Gebiet war von vornherein mit einer klaren prodänischen Mehrheit zu rechnen. Tatsächlich erbrachte die Abstimmung in der ersten Zone am 10. Februar 1920 eine Dreiviertelmehrheit für Dänemark. Die unmittelbar an das nordfriesische Gebiet anschließenden Orte Tondern, Hoyer und Uberg wiesen indes klare deutsche Mehrheiten auf; in der Kreisstadt Tondern etwa stimmten 77 Prozent für Deutschland. Dass diese Orte aufgrund des En-bloc-Verfahrens zu Dänemark geschlagen wurden, weckte bei der deutschgesinnten Bevölkerung begreifliche Verbitterung. Über ein Viertel der Einwohnerschaft verließ die Wiedaustadt. Viele siedelten sich in Niebüll, Bredstedt oder Husum an.

¹ Vgl. den Überblick in: Thomas Steensen: Geschichte Nordfrieslands von 1918 bis in die Gegenwart, Bräist/Bredstedt 2006, S. 8–16; Literaturhinweise zu den schleswigschen Abstimmungen allgemein dort auf S. 210.

² Otto Scheel: Nordfrieslands Zerstückelung und das Selbstbestimmungsrecht der Völker. In: Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch 1922, S. 69–72, hier S. 70.

In der zweiten Zone hingegen sollten die Stimmen für jede Gemeinde einzeln gewertet werden; zu ihr gehörten Flensburg mit seinem Umland sowie der Südteil des Kreises Tondern und vier Ortschaften im Nordosten des Kreises Husum. Die Abstimmung in der zweiten Zone am 14. März 1920 ergab insgesamt eine klare Mehrheit von 80 Prozent für Deutschland. In den friesischen Marschgebieten des Festlands lag der prodeutsche Anteil sogar bei rund 97 Prozent. Im Kirchspiel Klanxbüll wurde nicht eine einzige Stimme für Dänemark gezählt! Hierin zeigte sich deutlich, dass die meisten Nordfriesen eine tiefe Bindung mit Deutschland verspürten, nicht zuletzt erwachsen aus der jahrhundertelangen Gewöhnung an die deutsche Kirchen-, Schul- und Amtssprache. In Dorf und Familie hingegen verwandte man weithin die friesische Sprache, ein eigenständiges westgermanisches Idiom. Ein etwas anderes Bild wiesen die Inseln mit einem Stimmenanteil von immerhin 18,1 Prozent für Dänemark auf. Als einzige Gemeinden in der zweiten Zone meldeten Goting, Hedehusum und Utersum auf Föhr sogar eine Mehrheit für Dänemark.

In der kleinen Festlandsgemeinde Soholm wurden 91 Stimmen für Deutschland und 8 für Dänemark abgegeben. Ein örtlicher Bericht darüber, verfasst von einem Lehrer, muss als Musterbeispiel für den herrschenden Nationalhass gelten: „Was für Kreaturen es gewesen sind, die so ehrlos gehandelt haben, [für Dänemark zu stimmen,] läßt sich natürlich mit Bestimmtheit nicht sagen; aber aus dem Verhalten einzelner Personen vor der Abstimmung läßt sich sehr wohl ein Urteil bilden, und wie einst der Fluch über Judas gekommen ist, so wird er auch über diese Verräter kommen.“³

Dieses Zitat zeigt schlaglichtartig, wie sehr der Abstimmungskampf die Menschen bewegte und Leidenschaften aufwühlte. Gefragt war jetzt die Kirche, so sollte man meinen, waren Pastoren, die gegen Hass und Verleumdung predigten. In diesem Aufsatz soll die Haltung von einigen in Nordfriesland tätigen oder während der Abstimmungszeit in Nordfriesland auftretenden Pastoren untersucht werden. Riefen sie zur Versöhnung auf, wie es der Grundinhalt des christlichen Glaubens erwarten lässt?

Auf deutscher Seite wurde die Werbearbeit wesentlich vom „Deutschen Ausschuss“ mit Sitz in Flensburg gelenkt.⁴ In ihm arbeitete ehrenamtlich auch

³ Bericht „Der Abstimmungstag in Soholm“, verfasst von dem Lehrer Petersen, Vertrauensmann des Deutschen Ausschusses, datiert „Soholm, den 25. März 1920“; abgedruckt in: Carsten Block (Hrsg.): Enge Sande, Sammelband II von 1979, Ms. im Nordfriisk Instituut.

⁴ Vgl. Hans Dietrich Lehmann: Der „Deutsche Ausschuss“ und die Abstimmungen in Schleswig 1920, Neumünster 1969.

ein Pastor aus dem nordfriesischen Gebiet mit, nämlich Ernst Michelsen⁵ (1855–1928), geboren in Alfeld bei Hildesheim, 1883 bis 1925 Pastor in Klanxbüll in der Wiedingharde. Er hatte bereits 1896 den Verein für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte mitbegründet und gehörte 1902 auch zum Gründungskreis für den Nordfriesischen Verein für Heimatkunde und Heimatliebe, als dessen Schriftführer er viele Jahre wirkte. Michelsen wurde wohl von seinem Onkel, dem Kieler Professor A. L. J. Michelsen („Nordfriesland im Mittelalter“, 1828) zur historischen Arbeit angeregt und verfasste selbst mehrere Arbeiten. Von Ernst Michelsen sind keine von übersteigertem Nationalismus geprägten Predigten oder Ansprachen überliefert.

In fast jedem größeren Ort Nordfrieslands traf man sich während des „Abstimmungskampfs“ zu Protestversammlungen gegen die drohende Abtretung von Teilen Schlesiws an Dänemark. Den Höhepunkt bildete der von mehreren tausend Menschen besuchte „Friesen-“ oder „Schleswig-Holsteiner-Tag“ am 10. August 1919 in Niebüll-Deezbüll, eine der größten Veranstaltungen, die es in Nordfriesland je gegeben hat.⁶ Solche Anlässe sammelten die Deutschgesinnten und ermöglichten ihnen in einer Zeit wirtschaftlicher Not, politischen Umbruchs und nationaler Verunsicherung ein Gemeinschaftserlebnis. Die Niederlage Deutschlands im Krieg hatte das Weltbild erschüttert, das im Wilhelminischen Kaiserreich vermittelt worden war. Dass die Bevölkerung in Teilen des „kerndeutschen Nordfriesland“ – so eine viel gebrauchte Wendung – eine Entscheidung zwischen Deutschland und Dänemark treffen sollte, wurde vielfach mit Unverständnis aufgenommen. Veranstaltungen wie die in Niebüll konnten in dieser Lage neue Zuversicht einflößen und Zweifelnde zurückgewinnen.

Gleichzeitig zeigten sich aber die – auch für andere Grenzgebiete – bezeichnenden Auswüchse einer leidenschaftlichen nationalen Auseinandersetzung. Die bevorstehende Entscheidung „Deutschland oder Dänemark“ wurde dem Bereich des Rationalen entzogen und in mystischen, zum Teil religiösen Sphären angesiedelt. Dies sei anhand ausführlicher Zitate aus den zum Auftakt des „Friesentags“ gehaltenen Gottesdiensten gezeigt.

⁵ Vgl. Thomas Steensen: Die friesische Bewegung in Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert (1879–1945), Neumünster 1986, bes. S. 431.

⁶ Vgl. Steensen: Die friesische Bewegung, S. 118–125.

Die Teilnehmer des „Friesentags“ in Niebüll-Deezbüll empfing eine Ehrenpforte mit der Aufschrift „Willkommen im freien Friesenlande!“⁷ Mädchen in friesischen Trachten boten Fähnchen zum Verkauf an, und bald erblickte man überall „mit den schleswig-holsteinischen Landesfarben geschmückte Menschen“. Das Fest begann mit drei parallel gehaltenen plattdeutschen Gottesdiensten. Alwin Lensch (1880–1938), Leiter der Niebüller Volksschule und neben dem Landrat von Tondern, Emilio Böhme, der Hauptveranstalter der Veranstaltung, schilderte eindrucksvoll den großen Andrang: „Wohl noch nie zuvor faßten die Gotteshäuser in Niebüll und Deezbüll so viele Männer und Frauen, wie an diesem Tage. Jeder Platz war besetzt, sogar auf der Orgelbank und den Treppenstufen zur Kanzel; Kopf an Kopf stand's in den Gängen, im Altarraum und vor den Eingangstüren.“⁸

Den Gottesdienst⁹ in der Niebüller Kirche hielt Adalbert Paulsen (1889–1974), geboren in Kropp als Sohn des früh mit niederdeutschen Predigten hervorgetretenen Pastors Johannes Paulsen, seit 1917 Pastor in Krummendiek (Kreis Steinburg), 1923–1933 Pastor an der Lutherkirche in Kiel. Der damals dreißigjährige Pastor hatte bereits vorher in Flensburg auf Niederdeutsch im nationaldeutschen Sinne gepredigt¹⁰ und auf einer Versammlung plattdeutscher Vereine am 3. Juli 1919 die ebenso geprägte Schlussansprache gehalten.¹¹ Für die Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins sollte er noch eine hervortretende Rolle spielen: Auf der „braunen Synode“ im September 1933 wurde er Landesbischof. Paulsen las in seinem Niebüller Gottesdienst¹² zunächst das Gleichnis vom verlorenen Sohn¹³ aus dem Lukas-Evangelium. Dann sang die Gemeinde nach der Melodie von „Harre meine Seele“:

⁷ Vgl. zu Szenerie und Ablauf die ausführlichen Berichte in den Zeitungen, z. B. Flensburger Nachrichten, Husumer Nachrichten und Nordfriesische Rundschau, jeweils vom 11. August 1919; der Artikel der Flensburger Nachrichten dokumentiert in: Thomas Steensen: Die friesische Bewegung..., Dokumente, Neumünster 1986, S. 55–56. Die gehaltenen Reden und Predigten erschienen noch vor Weihnachten 1919 im Druck: Predigt'n un Red'n hol'n op'n Freesendag in Niebüll-Deezbüll an'n 10. August 1919, Flensburg o. J. (1919).

⁸ Alwin Lensch: Zum Geleit. In: Predigt'n und Red'n, S. 1.

⁹ Predigt'n un Red'n, S. 3–10.

¹⁰ „Herr, lat uns lewen!“ In: Veer plattdütsche Predigt'n hol'n in Flensborger Karken an Sünndag „Rogate“, Flensburg 1919, S. 24–31.

¹¹ Adalbert Paulsen: Ansprak. In: Modersprak 6 (1919/1920), S. 38–40.

¹² Paulsens Predigt und die von Johannes Lensch erschienen bereits vor der zusammenfassenden Broschüre mit den in Niebüll-Deezbüll gehaltenen Predigten und Reden gesondert, ebenfalls im Flensburger Verlag Christian Wolff: Twee plattdütsche Predigt'n, hol'n op'n Freesendag Niebüll-Deezbüll an'n 10. August 1919, Flensburg 1919.

¹³ Vgl. auch Adalbert Paulsen: Von den Soehn, de sien Heimaot verloren harr. Floog-schrift Nr. 1, Hamborg [1918].

„Still mien Hart, ganz liesen fat di in Geduld,
 Godd ward di wull wiesen, we so grot sein Huld.
 Bald vergeiht de Nacht; Godd hölt sülwst de Wacht,
 Un en nieges Fröhjohr folgt den Winter sacht.
 In all dien Sorgen, in all de Nod
 Hölt he fast di borgen, de true Godd.“

In der dunklen Nacht, in aller Not und allen Sorgen – man dachte dabei gewiss an die Weltkriegsniederlage und die erzwungenen Abstimmungen – sei man bei Gott geborgen, und dem Winter werde ein neuer Frühling folgen. Gleich zu Beginn seiner Predigt brachte Paulsen sein völliges Unverständnis zum Ausdruck, dass in Nordfriesland abgestimmt werden solle. Zwar war das Gebiet bis 1864 mit Dänemark verbunden gewesen, aber das ignorierte er völlig und behauptete im Gegenteil, die Friesen, jene „hohen, festen Leute mit den blauen Augen und der klaren Stirn“, gehörten so eindeutig zu Deutschland wie „die Glocke zur Kirche“:

„Mien leewen Landslud un Glowensgenossen! Nu liggt dat schöne Freesenland hüt ünner uns' Herrgoddssünn vör uns' Ogen. Jedes Freesenus hett uns op de Fohrt nah Niebüll toropen: Dütsch is dit Land! Un nu schall doröwer afstimmt ward'n, ob öwer de freessche Eer de Danebrog weihn schall! Nu ward dat noch to Frag' stellt, ob de hogen, fasten Lüd mit de blauen Ogen un de klore Stirn, de sied Johrhunnerten to den dütschen Pessel un to de dütsche Döns hör'n dehn as de Klock to de Kark – nu ward dat to Frag' stellt, ob dat Dütsche oder Dän'n sünd!“

Als Bibelwort bezog sich Paulsen auf Sirach 2, 2–16. Doch als Thema wählte er nicht die Mahnung zu Festigkeit und Geduld (Vers 2–4) oder die Einladung zum Gottvertrauen (Vers 6–13), sondern einen der abschließenden Weherufe:¹⁴ „Wehe de Verzagten!“ (Vers 15). Man solle fest stehen, wenn man weggelockt werde, und sich an seinen Vorfahren ein Beispiel nehmen. „De Nod is swor“, sagte Paulsen. Aber es dürfe kein Wanken geben. Die Volkszugehörigkeit komme von Gott: „Ik segg ju, uns' Herrgodd hett dat mennigeen vun de Lüd, de nu mit Gewalt dän'sch ward'n schüüt, in't Gesicht herinnerteekend un in't Hart herinnergrawt, dat se Dütsche sind un keen Dän'n.“

¹⁴ Vgl. Heinrich Kröger: Plattdütsch in de Kark in drei Jahrhunderte, Bd. 2, Hermannsburg 2001, S. 128.

Als Blutzeugen für das deutsche Bekenntnis rief er die Gefallenen im Weltkrieg an:

„Mien leewe Landsmann, wenn't to'n afstimm'n geiht, denn denk doran, dat'n dat mennigmal nachts, wenn'n nich slapen kann, örndlich föhl'n kann, we en lange, lange Schattentog vun trurige Gestalten dör unse Land treckt. Dat sünd uns' Bröders, de buten ligg'n blewen – de annertalw Millionen! Kiek mal de Reeg lang, lat all de schönen graden Minschen, de dor blewen sünd, sick mal opstell'n in de Niebüller Straten! Ick segg di: de hebbt al afstimm't!“

Kraft schöpfen könnten die Friesen aus dem Blick auf ihre Vorfahren:

„De Kraft is dor! – Wehe de Verzagten! Dat is de Freesen al mehrmals seggt. Lat uns in Gedanken mal en beten herutgahn nah Westen, dorhen, wo de See an den frees'schen Strand spölt. Wenn du de Geschichte vun dien Heimat kennst, denn kannst du se dor noch stahn'n seh'n, dien Vörfohr'n, kannst noch seh'n, we se sick anstemm'n doht gegen Storm un Floot un we ehr de blonden Hoor üm de hogen Stirn'n fleegt. Ick segg hüt, Freesenvolk, wat in uns' Goddsword steiht: Seht op dat Vörbild vun ju'n Vörfohr'n, un markt ju dat! We se dor 1362 in de grote Mannsdränke ehr'n Man stahn hebbt, we achter jeden Heimat un Hewen stahn deh un em ümmer wedder toröpen: Verzag' nich! – Wehe de Verzagten!“

„De Weg is klor!“ rief Paulsen schließlich aus. Durch Millionen Feinde aufgeweckt, stehe aus Tränen, Not und Tod eine neue plattdeutsche Menschheit auf:

„Un so fangt wi an to gahn, wi Heimatslüd un wi Hewenslüd. Ut deepen Drom opschreckt, dör Millionen Fiende opweckt – ut Tranen, Nod un Dod stiggt en nie plattdütsche Minschheit herop, ümslungen vun all de hilligen Kräfte, de Heimat un Herrgodd in unse Harten rinweewt hett. So staht wi un so gaht wi, so holt wi fast un holt wi ut, ahn to wieken un to wanken. Un de Welt ward marken, dat bi all ehr Haß un Lög'n un Slechtigkeit de Herrgodd dat doch mit de Minschen hölt, de tru un knöwig un irnsthafst sick op den Weg makt, üm den Platz an de Sünn intonehm'n, de nich Clemenceau, sonnern uns' Herrgodd to vergewen hett.“

Den Gottesdienst¹⁵ in der Deezbüller Kirche leitete Johannes Lensch (1871–1942), geboren auf Pellworm, aufgewachsen in Witzwort/Eiderstedt, seit 1894 Pastor in der neuen St.-Jürgens-Kirche in Flensburg, für die er den bekannten nordfriesischen Kunstmaler Hans Peter Feddersen ein Altarbild

¹⁵ Predigt'n un Red'n, S. 11–23.

zum Gleichnis vom verlorenen Sohn hatte malen lassen.¹⁶ Sicherlich hatte Alwin Lensch als Organisator des „Friesentags“ seine älteren Brüder Johannes und Martin, der am Abend eine Rede hielt, für die Mitwirkung gewonnen. In Flensburg hatte Johannes Lensch einige Wochen zuvor bereits plattdeutsche Gottesdienste zum „Schleswig-Holstein-Tag“ am 25. Mai 1919 initiiert, wobei auch Adalbert Paulsen aufgetreten war.¹⁷ Später gehörte er in der Grenzstadt neben Friedrich Andersen¹⁸ (1865–1940) und Heinrich Kähler¹⁹ (1874–1941) zur nationalsozialistischen Glaubensbewegung der Deutschen Christen.²⁰ Schon in seinem Eingangsgebet zum Deezbüller Gottesdienst appellierte er an das Gefühl und malte ein Feindbild: „Fremde Hände“ reckten sich aus nach dem Besten und Liebsten, das wir haben, nach der Heimat, wo wir als Kinder spielten, nach Haus und Herd, ja nach der Grabstätte des eigenen Vaters, an der wir beten:

„Lat uns bed'n: Herr, unse Godd, Du leewe Vader in'n Himmel! Wi kamen vandag' to Di un beden Di, dat Du uns helpen wullt. Uns' Hart is in veel Sorgen, un de Tokunft liggt so düster vör uns as en swore Gewidderwolk, un wi weet nich, wat ut uns ward'n schall. Dor recken sick frömde Hänne ut nah dat Beste un Leewste, wat we hebbt op disse Eer – nah uns' Heimat, wo wi as Kinner speelt hebbt un grotwissen sünd – nah uns' Hus un Herd, wo wi an sitten doht – noh uns'n Vader sien Grawstäd', wo wi bed'n doht. O Herr, unse Godd! Help Du uns doch, dat wi hier in unse Land en dütsche Heimat behol'n künnt!

Herr, unse Godd! Hier kümmt vandag' vor di en ganze Volksstamm tosamen, un wi all hebbt blots de eene Bed', dat Du uns wullt helpen, dat wi uns nich bögen möt ünner frömde Herschaft un Gewalt. Lat uns in Friheit bliewen, so as unse Vöröllern vör uns dat wesen sünd!

¹⁶ Vgl. Predigt'n un Red'n, S. 21.

¹⁷ Veer plattdütsche Predigt'n hol'n in Flensborger Karken an Sünndag „Rogate“, Flensburg 1919; vgl. dazu Kröger: Plattdütsch in de Kark, Bd. 2, 123–127. Über weitere Aktivitäten von Lensch für Niederdeutsch in der Kirche vgl. dort, passim.

¹⁸ Über F. Andersen, Mitbegründer des Bundes für Deutschkirche, vgl. z. B. Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Band 6/1, Neumünster 1998, passim. Demnach (S. 122) äußerte sich Andersen über seinen Amtsbruder Johannes Lensch wenig günstig: „ein sehr übler Mann, der nur den Mantel nach dem Winde hängt“.

¹⁹ Vgl. Gabriele Romig: Pastor Heinrich Kähler. Ein schleswig-holsteinischer Theologe im Spannungsfeld zwischen nationaler und kirchlicher Erneuerung während der Zeit des Ersten Weltkrieges, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, Flensburg 1988.

²⁰ Vgl. Klauspeter Reumann: Der Kirchenkampf in Schleswig-Holstein. In: Kirche zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung, Neumünster 1998 (Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, Band 6/1), S. 122, passim.

O Herr, nimm Du unse Sak in dien true Hanne un help uns! Un föhr Du unse Sak nah Dien Gerechtigkeit to en godes Enn!
 O Herr, unse Godd, help Du uns! Lat uns nich to schand'n ward'n! – Amen.“

Als Lesung wählte Lensch Jesaja 54, 4 und 7–10, als Predigttext die Parabel vom verlorenen Sohn, die auch Paulsen anführte. Zu Beginn seiner langen Ansprache betonte er nochmals mit höchster Emotionalität die Bedeutung der Heimat – das Größte und Herrlichste, das ein Mensch sein eigen nennt! – und die Tragweite der anstehenden Entscheidung:

„Hüt hannelt sick dat för uns üm dat gröttste un herrlichste, wat een Minsch sien eegen nennt: üm unse Heimat. Dat geht üm dat Land, wo wi boren und optagen sünd, wo wi mit unse Kinnerhänn' in'n Sand speelt hebbt – üm dat Land, wo wi uns' Arbeid an dahn hebbt, wo uns' Brod wussen is un wo wi uns Rosen plückt hebbt för uns' irste junge Leew – üm dat Land, wo uns' Öllern in ehr stilles Graw slapen doht – üm dat Land, wat wi leew hebbt as uns' eegen Fleesch un Blod: ob dat schall dütsch bliewen oder dän'sch ward'n.“

Nicht das erste Mal strecke „de Dän“ seine Hand aus nach dem Land der Nordfriesen. „Jem weet all“, leitete er seinen kurzen historischen Rückblick ein und gab seinen Ausführungen damit den Anschein des allgemein Bekannten. Demnach hätten die Friesen immer gegen Dänemark gestanden. „Mann för Mann“ seien „uns' Vörföhr'n“ bereits 1426 eingetreten „för dütsche Sak un dütsche Sprak“. Damit verlegte er den im 19. Jahrhundert entstandenen deutsch-dänischen Gegensatz in eine Zeit, in der dieser noch gar keine Rolle gespielt hatte. Um die „deutsche Sache und deutsche Sprache“ ging es den Friesen keineswegs, als 1426 in der „Siebenhardensbeliebung“ ihr überliefertes Recht kodifiziert wurde.²¹ In mehreren Schlachten hätten die Friesen die Dänen das Laufen gelehrt, fuhr Lensch fort, und in Bredstedt 1844 hätten sie „geschworen“, immer festzuhalten an ihrem Wahlspruch „Lewwer duad üs Slaav!“ Lensch bediente sich dabei der inselfriesischen Fassung, die durch das Gedicht „Pidder Lüng“ von Detlev von Liliencron weithin bekannt geworden war, und nicht der eigentlich nach Niebüll-Deezbüll passenden Variante „Liwer düüdj as sloow!“

Er sei nicht gekommen, so versicherte Lensch, „üm Stried to maken un Haß to predigen“. Keineswegs sei er gegen das dänische Volk, und es gebe auch tüchtige Leute in Dänemark, von denen man etwas lernen könne. Die Dänen hätten sich auch freundlich verhalten gegenüber armen deutschen Kin-

²¹ Vgl. Albert Panten: Die Nordfriesen im Mittelalter, Bräist/Bredstedt 2004, S. 47f.

dern und den armen deutschen Kriegsgefangenen. Doch dürften sie nicht verlangen, „dat wi dorför nu dän'sch stimmen un uns Heimat verkopen schüllt“.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn sah er als Ermahnung: „Hol fast an dien Heimat! Denk an den armen, verlornen Söhn:

1. wo he so riek weer,
2. wo he so arm wörr dör sien eegen Schuld,
3. wo he mit bittre Tranen sien Heimat weddersöcht.“

Jeden der drei Abschnitte ließ er einmünden nicht etwa in ein christliches Wort, sondern in „den olen Freesenspruch“ – der gar nicht so alt ist, sondern in dieser Form erst in den 1840er Jahren entwickelt wurde –: „Lewwer duad üs Slaav!“

Im ersten Teil rühmte Lensch nochmals die Bedeutung der Heimat. „Sogor de Engelschmann, de doch en harte un eegensüchtige Natur is un de all de annern in de Welt de Heimat nehmen deit“, wisse sie zu schätzen.

Durch eigene Schuld, so fuhr er im zweiten Teil fort, gebe der Sohn im Gleichnis die Heimat auf, tausche sie gegen Geld und Freiheit ein. In der Fremde sei er dann in Sünde gefallen, und niemand kenne dort Erbarmen:

„O, leewe Frünn, so is dat noch ümmer wesen, wenn en Minsch in Sünd' fall'n deit. Dor is denn keen Erbarmen to finn'n. Denkt mal an Judas Ischariot, as den unsen Herrn Jesus för dörtig Sülwerstücken verköfft harr un em dat achternah leed wörr un he den Hännel wedder trüggahn laten wull! Ut-lachen deh'n se em: ‚Wat geiht uns dat an! Dor seh man sülwst to!‘

Ob uns dat wol anners gahn schull, wenn wi so'n grote Sünd' dohn wull'n un wull'n unse Heimat an de Dän' verkopen und eenfach fohr'n laten för Geld un Speck un Bodder! Is dor een twischen jem, de en beten vun de Welt un de Minschen kennen deit, de dat glöwt? Ick segg jem: dat geiht uns denn jüst so as Judas Ischariot: denn lachen se uns ut! ...

Un wo wi dat weeten doht, dor schull'n wi unse leewe, schöne Heimat op-gewen un friewillig dän'sch maken? Nee, mien leewen Frünn, dat wüllt wi nich! Wi wüllt fasthol'n an uns'n Kinnerglowen, un wi wüllt fasthol'n an uns' leewes, schönes Heimatland un wüllt den olen Freesenspruch wedder to Ehren bringen:

Lewwer duad üs Slaav!“

Der verlorene Sohn, so erklärte Lensch im dritten Teil seiner Predigt, konnte zurückkehren in seine Heimat. Doch diese Möglichkeit hat nicht, wer für Dänemark stimmt:

„Awers wenn ick doran denken doh, dat wi hier nu vandag' tosamenkam'n sünd to uns' grotes Heimatfest, denn kümmt mi noch wat anneres dorbi in'n Sinn: De verloren Söhn – so deep he ok sackt weer – he harr doch noch sien Heimat, un he kunn trügkam'n in sien Heimat; awers wenn wi nu friewillig dorför stimmen doht, dat wi dän'sch ward'n, denn makt wi uns' ole, schöne Heimat sülvst to schann un künnt nie un nümmer wedder ,to Hus' kam'n un uns an unse Heimat freu'n.“

Dass Nordfriesen für eine Entscheidung zugunsten Dänemarks andere Gründe haben könnten als Geld und Gewinnsucht, kam Lensch überhaupt nicht in den Sinn. Wer für Dänemark stimme, der verrate und verkaufe seine Heimat und begehe eine Sünde, die Gott beim Jüngsten Gericht benennen werde:

„Wo kannst du dat verantworten vör uns'n Herrgodd in'n Himmel an sien jüngstes Gericht, wenn he di fragen deit, worüm du dien Heimat verköfft hest! Kann man sien Moder verköpen? – un de Heimat is doch uns' Moder! Wo kannst du dat verantworten vör dien Kinner, de nah di kamen! Wat wist du segg'n, wenn se di achterher fragen: ‚Vader, worüm sünd de Freesen in'n Süden dütsch, un hier bi uns möt wie dän'sch wesen! Wist du denn antworten: ‚Ick hew uns' Heimat verköfft? Meenst du nich sülvst, dat du denn rot ward'n mußst vör dien eegen Kinner? Wo kannst du dat verantworten vör dien olen Oellern, de nu mit Ehren in ehr Graw slapen! Wenn de eenmal opstahn an'n jüngsten Dag un di fragen nah Hus un Heimat, wist du denn dorstahn un to se segg'n, dat du Heimat un Modersprak un de ole Freesenort verrad'n un verköfft hest för Geld?“

Sollte nun Dänemark das friesische Gebiet mit Gewalt an sich reißen – wofür es keinerlei Anzeichen gab –, dann sah Lensch nur eine Konsequenz: „Denn ward uns' Kinner nah uns opstahn un ward nich eh'r to Ruh kam'n, bet dat Freesenland mit Blod wedder friemakt is.“

Dieser Androhung von Gewalt und Rache fügte Lensch sofort hinzu: „Ick will hier keen Haß predigen“. Er wolle nur warnen! Und erneut griff Lensch in die Requisitenkammer friesischer Geschichtsmysen. Als der dänische König Abel gegen die Friesen gezogen sei, da habe ihn der Pellwormer Rademacher Wessel Hummer mit einer Axt erschlagen wie einen Ochsen.²² Nicht besser ergangen sei es Henning Pogwisch, dem „dänischen Amtmann von Tondern“. Hier griff Lensch auf die von dem Sylter Küster und Schriftsteller Christian Peter Hansen erdichtete Sage von dem Sylter „Freiheitshelden“ Pidder Lüng zurück, die Detlev von Liliencron in seinem gleichnami-

²² Zu den tatsächlichen Vorgängen vgl. Albert Panten: König Abels Tod – Ende einer Legende In: Nordfriesisches Jahrbuch 16 (1980), S. 117–126.

gen Gedicht berühmt machte.²³ Als Pogwisch bei den Friesen Steuern eintreiben wollte, da erstickte Pidder den Amtmann in heißem Kohl. „... un dorbi bölk he em den olen Freesenspruch in de Ohr'n: Lewwer duad üs Slaav!“ Dass es sich bei dieser heldenhaften Tat um einen Mord handelt, macht Lensch überhaupt nicht zu einem Problem, im Gegenteil, er stellt sie als vorbildlich dar! Der problematische Leitspruch scheint den Initiatoren ein Hauptinhalt des „Friesentags“ gewesen zu sein. Man setzte ihn und einen Pidder Lüng mit Schwurhand auf das farbig gestaltete Titelblatt der Broschüren mit dem Wortlaut der gehaltenen Ansprachen.

Zum „Höhepunkt“ seiner Predigt fasste Lensch seine Grundaussagen zusammen und ließ die Gemeinde einen Treueschwur ablegen auf die „alte deutsche friesische Heimat“:

„Un dörüm segg ick nu to'n drütten Mal:

Wi wüllt fasthol'n an unsen Kinnerglowen, un wi wüllt fasthol'n an uns' schönes Heimatland un wüllt unsen schönen Freesenspruch to Ehren bringen:

Lewwer duad üs Slaav!

Dat gew uns Godd!

Un nu, leewe Frünn, lat uns dat nich blots hören, lat uns ok dornah dohn! Un so as uns' Vöröllern 1426 in de Nikolaikark to Föhr dat maken, so lat uns hüt hier Tügnis aflegg'n vör uns'n Herrgodd sien Altor un vör alle Welt. Un dor frag ick jem nu:

Schall dat wohr wesen: wüllt jem tru un fast stahn to uns' ole dütsche frees'sche Heimat?

Schall dat wohr wesen: ‚Tjüsich wan we wese aueral?‘

So stah nu all op un rekt de Hand op to uns'n Herrgodd för sien hillige Altor un antwort't: Ja, wi wüllt!

(De ganze Gemeen steiht op as een Mann:)

Ja, wi wüllt!

Un denn uns' ole Freesensprch: Lewwer duad üs Slaav!

(De ganze Gemeen röppt lut:)

Lewwer duad üs Slaav!“

Im Schlussgebet flehte er dreimal „Lat uns frie bliewen“ und schmückte jede Bitte mit einer der nordfriesischen Farben aus, damals noch in der Reihenfolge Blau-Rot-Gold.²⁴

²³ Vgl. z. B. Dieter Lohmeier: Nordfriesland in der Literatur. In: Thomas Steensen (Hrsg.): Das große Nordfriesland-Buch, Hamburg 2000, S. 256–267, hier S. 262f.

²⁴ Vgl. auch das entsprechende Gedicht des von Föhr stammenden Schriftstellers Ferdinand Zacchi zum „Friesenfreiheitstag“ in Niebüll-Deezbüll in: Predigt'n un Red'n, S. 29.

Ein dritter plattdeutscher Gottesdienst²⁵ wurde aufgrund des sich abzeichnenden Andrangs zum „Friesentag“ unter freiem Himmel auf dem Niebüller Schulhof gehalten. Die Predigt hielt, deutlich gemäßigter als Paulsen und Lensch, Arnold Haustedt (1888–1937), geboren in Krempe (Kreis Steinburg) und seit 1914 Pastor in Emmelsbüll in der Wiedingharde, später in Hennstedt/Dithmarschen und von 1934 bis zu seinem Tod in Elmshorn. Während der Weimarer Republik unterstützte er die rechts stehenden Kräfte und hielt im Oktober 1924 zum Beispiel einen „Feldgottesdienst“ für den „Stahlhelm“ in Niebüll.²⁶ Er beschäftigte sich recht intensiv mit der Kirchengeschichte Nordfrieslands und verfasste darüber einen Aufsatz für das 1929 erschienene Werk „Nordfriesland. Heimatbuch für die Kreise Husum und Südtondern“.

Auch Haustedt betonte zu Beginn, dass die Friesen nichts als „deutsche Schleswig-Holsteiner“ seien:

„As Freesen sünd wi hier hüt in Niebüll tohopen kam'n, un jedereen, de stolt dorop is, en Frees' to sien – mag he nu op't Festland oder op de Inseln, in de Masch oder op de Geest to Hus hör'n – alltomal sünd se kam'n, üm de Danske un de ganze Welt to wiesen, dat se tosamen hör'n un sien un bliewen wüll'n, as dütsche Sleswig-Holsteener.“

In seiner Predigt bezog sich Haustedt auf Hebräer 13, 9: „Dat is wat bannig Godes, dat dat Hart fast ward, un dat kümmt dör Gnade.“ Er schilderte die Notlage Deutschlands, die „dulle Tied, in de wi lewen“. Deutschland blute aus tausend Wunden. Alles, worauf man stolz gewesen sei – Macht, Reichtum, Ehre –, habe der „Gewaltfrieden“ genommen. Im Norden nun komme noch die Belastung durch die Abstimmung hinzu. Auch Haustedt konnte sich bei denen, die sich in Nordfriesland für Dänemark entscheiden wollten, nichts anderes als niedere Motive vorstellen:

„Wol giwt dat ok bi uns Lüd, de ehr Geld oder goodes Eten un Drinken öwer de Heimat stellt. Trurige Kerls sünd dat! Uns' freske Leed seggt vun se:
Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert.“

Damit zitierte Haustedt das „Friesenlied“ des „Marschendichters“ Hermann Allmers und fuhr fort: „... en echte Frees' is sien dütsche Heimat fast an't Hart wuss'n.“

²⁵ Predigt'n un Red'n, S. 24–28.

²⁶ Vgl. Wilhelm Koops: Südtondern in der Zeit der Weimarer Republik (1918–1933). Ein Landkreis zwischen Obrigkeitsstaat und Diktatur, Neumünster 1993, S. 161.

Im Weltkrieg habe Gott dem deutschen Volk beigestanden, solange es ihm treu war. Aber als es aufhörte zu beten, da habe er seine Hand von ihm abgezogen. In dieser schweren Zeit müsse man nun wieder auf Jesus blicken, der trotz aller Anfechtungen treu seinen Weg ging. Diesem Vorbild solle man folgen und treu bleiben der deutschen Heimat wie auch der Heimat im Himmel:

„Uns' Heiland schall uns en hilliges Vörbild sien, un wi wüll'n uns Möhg gewen, vun Harten so tru un fast to ward'n, as he dat weer. Tru wüllt wi bliwen uns' dütsche Heimat op Eern, tru awer ok uns' ewige Heimat in'n Himmel.“

Nach den Gottesdiensten formten sich die Menschen zu einem Umzug durch Niebüll und Deezbüll, der fast kein Ende nehmen wollte. Mitgeführt wurden allein 83 Fahnen von Ringreiter-, Krieger- und anderen Vereinen, außerdem zahlreiche Transparente mit deutschen und friesischen Aufschriften, in denen gegen eine Abtretung an Dänemark protestiert wurde. Die schleswig-holsteinischen Farben Blau-Weiß-Rot und auch noch die des vergangenen deutschen Kaiserreichs Schwarz-Weiß-Rot prägten das Bild; auch die nordfriesischen Farben dürften häufig zu sehen gewesen sein. Auf dem Sportplatz sang die Menge „Ich hab' mich ergeben“, sodann sprachen mehrere Redner von zwei Tribünen herab zu den Menschen. Das „stolze“, „zähe“, „freie Volk der Friesen“ wurde darin immer wieder als „Vorposten des Deutschtums“ und „echt deutsch“ bezeichnet, Dänemark hingegen als „alter Erbfeind“ und „Henkersknecht“. Gemeinsam sang man Lieder, Militärmärsche wurden gespielt. In einer „Entschließung“ wandten sich die „in Niebüll versammelten 10.000 Männer und Frauen aus allen Harden Nordfrieslands“ gegen „die Einverleibung altschleswigschen Bodens in das Königreich Dänemark“. Weiter hieß es:

„Sollte gar auch ein Teil unseres nordfriesischen Heimatlandes mit von der Abtretung betroffen werden, so würde unser kleiner durch Meeresarme und Wasserläufe geteilter Volksstamm noch weiter auseinander gerissen und unsere alte Sprache und unser kerniges Volkstum einem schnellen Untergange preisgegeben werden. Wir wehren uns deshalb Mann für Mann gegen die uns drohende Vergewaltigung.“

Zum Abschluss fanden sich die Teilnehmer in allen Sälen Niebülls und Deezbülls zu „Volksabenden“ mit weiteren Ansprachen, Liedern und Vorführungen ein. Neben dem Landrat des Kreises Tondern, Emilio Böhme, und mehreren Vertretern der deutschen Schleswig-Holstein-Bewegung ergriffen zwei weitere Pastoren das Wort.

Nis Hansen Nissen (1847–1930), geboren in Fahretoft – also im selben Dorf wie acht Jahre zuvor der Begründer der Breklumer Mission Christian Jensen – war 1875–1877 Hilfsprediger in Niebüll und 1877–1892 Pastor in Emlsbüll gewesen und amtierte seit 1892 als erster Kompastor und Propst in Leck. Er war einer von ganz wenigen Pastoren in Nordfriesland, die Friesisch sprechen konnten – und es auch taten. Mehrfach hielt er später friesische Predigten, zum Beispiel bei einem Missionsgottesdienst in Lindholm 1923 und bei der Jahresversammlung des Nordfriesischen Vereins in Deezbüll 1928. „Seine schlichte Frömmigkeit und seine Heimatliebe gewannen ihm die Herzen“, hieß es im Nachruf des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe.²⁷ Beim „Friesentag“ in Niebüll-Deezbüll indes hielt Nissen keine friesische, auch keine plattdeutsche, sondern eine hochdeutsche Ansprache.²⁸ Es gelte festzuhalten an Deutschland, denn das Beste sei den Friesen immer gekommen „aus unserm deutschen Vaterlande“. Er nannte das Evangelium und die Reformation wie die Werke Goethes und Schillers. Auch Nordfriesen wie Uwe Jens Lornsen, Christian Jensen und Friedrich Paulsen hätten „das Licht vom Süden hergebracht und nicht vom Norden“. Eine Stimmabgabe für Dänemark setzte auch er mit Verrat gleich: „Wann hat je ein gutes Kind seine kranke Mutter verlassen? Ist es nicht gerade unsere Pflicht, nun gerade, wo Deutschland daniederliegt, unserm Vaterlande, mit dem wir groß und reich geworden sind, auf das wir so stolz waren und für das wir unter den größten Opfern gekämpft haben, die Treue zu halten? Können wir unser Vaterland jemals lassen? Wäre der nicht ein Verräter am Vaterlande, der jetzt untreu werden wollte, der für ein Linsengericht, für Fett und Butter und Speck sein Vaterland und seine Freiheit hingeben wollte? Das sei ferne von uns Friesen! Ich weiß mich mit Ihnen allen eins, deren Wahlspruch lautet: Lewwer duad üs Slaav! Das Höchste und Beste haben wir immer hergenommen aus dem großen Vaterlande, von den großen Geistern des deutschen Volkes. Ihnen wollen wir nachfolgen. Dann kann eine Zeitlang unser Vaterland daniederliegen, aber es wird wieder hochkommen, wie es schon oft aus Not und Drangsal hochgekommen ist. Darum wollen wir mit dem Aufblick zu Gott arbeiten und nicht verzagen, jeder an seiner Stelle und jeder nach seiner Kraft. Es kann nicht immer trübe bleiben. Darum wollen wir getrost sein und stolz bleiben auf unser ganzes teures deutsches Vaterland.

Es lebe hoch!“

²⁷ Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins 18 (1931), S. 183.

²⁸ Predigt'n un Red'n, S. 45–47; zumindest wurde der hochdeutsche Text in die Broschüre aufgenommen.

Martin Lensch (1869–1946), wie sein jüngerer Bruder Johannes geboren auf Pellworm, 1896–1910 Pastor in Neugalmsbüll und 1910–1934 in Elmshorn, hob in seiner Ansprache²⁹ hervor, dass die Friesen seit dem Mittelalter deutsch seien, „un 1848 sünd de Freesen de besten Dütschen wes'n“. Er prangerte die „Kriegsgewinnler“ an. Der Neid auf diese Menschen habe Deutschland letztlich den Krieg verlieren lassen, das Volk unzufrieden und gottlos gemacht. Zu den Kriegsgewinnlern gehöre auch Dänemark. Aber das Blatt werde sich wieder wenden. Deutschland brauche wieder einen starken Führer:

„Dütschland liggt nu ünner de Fööt vun sien Fiende. Wi hebbt keen'n Herzog, de uns föhren deit; dat is nu wedder ,de kaiserlose, de schreckliche Tied'. Awers, leewen Lüde: dörch Schaden ward en klook! So hett dat de olen Freesen gahn, un so ward uns dat ok wedder gahn. Wi möt mal wedder en Herzog hebb'n, de uns föhren deit: en Hindenburg, en Bismarck, en Blücher! De Welt dreiht sick; nu möt wi dor hindörch. Awers:

Dütsch sünd wi, un dütsch wüllt wi bliewen!“

Die plattdeutschen Gottesdienste dieses „Friesenfreihetstages“ wie auch die weiteren Reden von Pastoren müssen als Musterbeispiele für einen ins Religiöse übersteigerten deutschen Nationalismus, eine Vermischung von „Nation und Altar“³⁰ gewertet werden.³¹ Die Idee der deutschen Nation wurde hier neben Gott an die oberste Stelle gesetzt, obgleich diese „nach christlicher Lehre allein Gott beanspruchen kann“.³² In keiner Weise folgten die Pastoren in ihren Predigten den Grundsätzen der Nächsten- oder gar der Feindesliebe. Menschen in Nordfriesland, die sich für Dänemark entscheiden wollten, wurden ausschließlich niedere Beweggründe unterstellt: Sie verrieten Deutschland, verkauften ihre Heimat, begingen eine Todsünde, seien nicht besser als Judas Ischariot. An keiner Stelle riefen die Geistlichen zur Versöhnung oder auch nur zum Verständnis für Andersdenkende auf. Die Predigt von Johannes Lensch hatte wenig zu tun mit der Verkündigung von Gottes Wort, sondern muss als eine demagogische Rede eingestuft wer-

²⁹ Predigt'n un Red'n, S. 62–64.

³⁰ Karl-Wilhelm Dahm: Pfarrer und Politik. Soziale Position und politische Mentalität des deutschen evangelischen Pfarrerstandes zwischen 1918 und 1933, Köln/Opladen 1965, bes. S. 184 ff.

³¹ Vgl. Wolfgang Tilgner: Volk, Nation und Vaterland im protestantischen Denken zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (ca. 1870–1933). In: Horst Zillesen (Hrsg.): Volk – Nation – Vaterland, Gütersloh 1970, S. 135–171; Gottfried Mehnert: Evangelische Kirche und Politik 1917–1919, Düsseldorf, 1959.

³² Karl-Wilhelm Dahm: Pfarrer und Politik, S. 191 f.

den. Sie als „Blasphemie“ zu bezeichnen,³³ erscheint keineswegs übertrieben.

Bedenken gegen diese Form von Gottesdienst wurden aus der evangelischen Kirche, soweit bekannt, damals nicht erhoben. In der Zeitschrift „Die Dorfkirche“ wird diesen „rein national gehaltenen Predigten“ im Gegenteil „religiöse Weihe“ zugesprochen; die „nahe liegende Gefahr einer Außerachtlassung der christlichen Grenze“ werde vermieden!³⁴ Die Predigten von Paulsen und Lensch erschienen sogar noch in weiteren Veröffentlichungen.³⁵ Kritik klang indes an in der in Hamburg erscheinenden niederdeutschen Zeitschrift „Quickborn“. In seiner Besprechung der plattdeutschen Predigten von Adalbert Paulsen und Johannes Lensch lobte Hermann Schlexer, der selbst plattdeutsche Predigten hielt, diese zunächst in den höchsten Tönen: „Et is en Genuß de to läsen; – nä, dat is to weinig seggt: de weerd jo bannig ant Hart griepen. Wat woll ik leewer, as dat düsse Präigten in alle plattdütschen Lanne Hus bi Hus läst würrn.“³⁶ Doch dürfe in keiner Predigt vergessen werden, dass „Trost, Freedn un Kraft alleen bi usen Heilanne un ünner sin Krüz to finnen is“. In einer der beiden Predigten – Schlexer meinte die von Paulsen – sei der Name Jesus gar nicht zu finden.

Die Verwendung der niederdeutschen Sprache in den Gottesdiensten³⁷ auf diesem „Friesentag“ sollte die besondere Volksverbundenheit unterstreichen. Arnold Haustedt hatte in seiner Predigt gesagt: Was die Schleswig-Holsteiner zusammenhalte, sei die plattdeutsche Sprache. „De disse Spraak ehr egen nenn'n, stahn fast un tru tosamen, as wenn se Broder un Swester weern.“³⁸ Man bediente sich im Abstimmungskampf in diesem Sinne mehrfach des Niederdeutschen.³⁹ Rückblickend hieß es 1938, gerade die plattdeutschen Gottesdienste hätten mitgeholfen, „die zweite Zone der Nord-

³³ Kröger, Plattdütsch in de Kark, Bd. 2, S. 131; vgl. Dieter Andresen: „... ick will hier je keen Politik up de Kanzel bringen“. In: Kay Dohnke, Norbert Hopster und Jan Wirrer (Hrsg.): Niederdeutsch im Nationalsozialismus, Hildesheim/Zürich/New York 1994, S. 416–440, bes. S. 422–425.

³⁴ Botho Klaehre: Rezension zu Twee plattdütsche Predigt'n. In: Die Dorfkirche 13 (1919/20), S. 86 f.; vgl. Kröger: Plattdütsch in de Kark, Band 2, S. 128 f.

³⁵ Vgl. Kröger: Plattdütsch in de Kark, Band 2, S. 129.

³⁶ Quickborn 13 (1919/1920), S. 89.

³⁷ Vgl. zur Verwendung der niederdeutschen Sprache in der Kirche allgemein die äußerst verdienstvolle Arbeit von Heinrich Kröger: Plattdütsch in de Kark in drei Jahrhunderten. Band 1, Hannover 1996, Band 2, Hermannsburg 2001, Band 3, Hermannsburg 1998, Band 4, Hermannsburg 2006.

³⁸ Predigt'n un Red'n, S. 24.

³⁹ Vgl. z. B. die Flugschrift des von der Insel Föhr stammenden Schriftstellers Ferdinand Zacchi: Schöllt wi Plattdütschen nu dänisch stimmen?, Bordsesholm 1919.

mark bei Deutschland zu erhalten“.⁴⁰ An dem Einsatz dieser Sprache wurde aber im Hinblick auf den „Friesentag“ Kritik geübt. Ein Leserbriefschreiber von der Insel Föhr bemängelte wenige Tage nach dem Ereignis, dass man ausgerechnet auf einem „Friesenfest“ niederdeutsche, nicht aber friesische Gottesdienste gehalten habe: „Dabei redet man von ‚friesischer‘ Kraft und ‚friesischer‘ Treue und merkt den Hohn gar nicht, der in diesen Worten liegt.“⁴¹ Die aus mehreren Dialekten bestehende nordfriesische Sprache verfügte jedoch über keinerlei Tradition als Kirchensprache; erst in den 1920er Jahren wurden erste friesische Gottesdienste gehalten.⁴²

Wie nun ist der von Pastoren in so krasser Form vertretene deutsche Nationalismus zu erklären? Seit der Reformation hatte eine enge Verbindung zwischen dem Landesherrn und der evangelischen Kirche bestanden. Im 19. Jahrhundert wurden nationale Gedanken vor allem vom Bildungsbürgertum aufgegriffen, nicht zuletzt von den Pastoren. Für viele von ihnen nahm die Nation in der Zeit des deutschen Kaiserreichs einen „Heiligkeitscharakter“ an.⁴³ „Ein Volk, ein Reich, ein Gott“ war eine Parole der „Nationalprotestanten“. Den Ersten Weltkrieg sahen viele Pastoren als „nationalen Gottesdienst“. Beispiele für solche Kriegsbegeisterung finden sich auch bei Pastoren in Nordfriesland. Die „herrlichen Worte unseres Kaisers“, so notierte der Niebüllener Pastor Ove Göttsche zu Kriegsbeginn in der Kirchenchronik, fanden „in allen Herzen begeisterten Widerhall“.⁴⁴ Die ganze evangelisch-lutherische Kirche in der Provinz Schleswig-Holstein stellte sich während des Weltkriegs vorbehaltlos in den Dienst des Staates. Denn die Pastoren fühlten sich „nach traditionellem Selbstverständnis auf Kirche und Staat, Religion und Nation stets gleichermaßen verpflichtet“.⁴⁵ Der 1917 in Teilen der Bevölkerung laut werdende Ruf nach einer Beendigung des Krieges fand bei ihnen so gut wie kein Echo.

⁴⁰ Johannes Sommer zitiert in Kröger: *Plattdüütsch in de Kark*, Band 3, S. 162.

⁴¹ *Föhrer Zeitung*, 15. August 1919 („Nordfrieslands Ende“). – Zwei Reden auf dem „Friesentag“ waren in friesischer Sprache gehalten, diese wurden jedoch nicht in die Broschüre „Predigt’n un Red’n“ aufgenommen.

⁴² Vgl. Steensen: *Die friesische Bewegung*, S. 360.

⁴³ Vgl. hierzu und zum Folgenden z. B. Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Dritter Band, München 1995, S. 380–384, 1173–1181;

⁴⁴ Zitiert bei Koops: *Südtondern in der Zeit der Weimarer Republik*, S. 73.

⁴⁵ Vgl. Volker Jacob: *Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Schleswig-Holstein in der Weimarer Republik*. In: *Kirche zwischen Selbstbehauptung und Fremdbestimmung*, Neumünster 1998 (*Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte*, 6/1), S. 37–77, hier S. 38.

Die Kriegsniederlage und die Umwälzung 1918/1919 bedeutete einen „Kulturschock“ für die Kirche.⁴⁶ Das landesherrliche Kirchenregiment brach in sich zusammen. Viele Geistliche sahen es gerade nach der Niederlage Deutschlands als ihre vornehme Aufgabe an, das in ihren Augen gedemütigte deutsche Volk in seinem Nationalbewusstsein zu stärken, die „nationale Ehre“ wieder aufzurichten. Die „Krisenmentalität“⁴⁷ nach 1918 brachte nicht einen Rückgang, sondern im Gegenteil ein weiteres Anwachsen des deutschen Nationalismus. Man erstrebte eine „Wiedergeburt“ des deutschen Volkes aus den Kräften von Nation, Vaterland, Heimat. Patriotismus und Protestantismus sollten nun zusammenwirken, so meinten viele Pastoren, Christentum und Deutschtum eine neue Synthese eingehen.⁴⁸ Der neuen Weimarer Republik standen viele in der evangelisch-lutherischen Kirche äußerst skeptisch gegenüber. Zahlreiche Pastoren hielten es mit der rückwärts gewandten Deutschnationalen Volkspartei (DNVP). Es kursierte das Wort: „Die Kirche ist politisch neutral – aber sie wählt deutschnational.“⁴⁹ In Schleswig-Holstein ordnete sich der größte Teil der fast 500 lutherischen Geistlichen politisch rechts ein.⁵⁰ Ein „wüster Pastorennationalismus“ entfaltete sich.⁵¹ In Nordfriesland zeigte er sich in krasser Ausformung in den Gottesdiensten des „Friesentags“.

Kaum ein Pastor rief im zum Teil hitzig geführten Abstimmungskampf zu Mäßigung oder gar Versöhnung auf. Eine von ganz wenigen Ausnahmen bildete der aus Bremen stammende Johann Dankleff (1875–1945), der von 1913 bis 1925 als Pastor in Süderende⁵² auf der Insel Föhr wirkte. In der Zeitung „Föhrer Lokal-Anzeiger“ schrieb er Ende 1919:

„Was bisher geschah in den verflossenen Monaten, war getragen von Leidenschaftlichkeit, entbehrte nur zu oft der Wahrheit, deutsche und dänische Verhältnisse wurden gefällig frisiert und dann vorgeführt, der Mund wurde übervoll genommen, wie es bei Anwerbungen geschieht, die Bahn ruhiger, sachlicher Erwägung wurde verlassen. Die Nervosität unserer Zeit,

⁴⁶ Vgl. Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band, München 2003, S. 435ff.

⁴⁷ Karl-Wilhelm Dahm: Pfarrer und Politik, S. 11.

⁴⁸ Vgl. z. B. Klaus Scholder: Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusionen 1918–1934, Frankfurt/Main 1977; Karl Kupisch: Strömungen der Evangelischen Kirche in der Weimarer Republik. In: Archiv für Sozialgeschichte 11 (1971), S. 373–415.

⁴⁹ Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band, S. 437.

⁵⁰ Vgl. Jacob: Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche, S. 70.

⁵¹ Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band., S. 438.

⁵² Vgl. Reinhard Arfsten: Chronik eines friesischen Dorfes. Süderende auf Föhr, Heide 1968, S. 60f.

veranlaßt durch das Elend Deutschlands, mag daran schuld sein, der Sache der Abstimmung hat das nicht gedient. Gewöhne man sich doch, im Deutschen und im Dänen die Menschen zu sehen, die den gleichen Menschheitsberuf haben, die einer dem anderen stammesverwandt sind und die nicht gegenseitig ihre Vernichtung wünschen.“⁵³

In der Kirchenchronik von Süderende bezeichnete Dankleff die Kämpfe in der Abstimmungszeit als „widerlich“. In den Werbeveranstaltungen – er spricht von „Stimmenfang“ – habe es „viel pöbelhaftes Benehmen auf beiden Seiten“ gegeben.⁵⁴

Dankleff gehörte auch zu den wenigen Pastoren, die rückhaltlos die neue Demokratie unterstützten. Als der Kaiser abdankte und ins Exil ging, nannte er ihn „Wilhelm der Ausreißer“.⁵⁵ Da sei Luther ein ganz anderer Mann gewesen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ In einem Brief an den Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein schrieb er 1922 mit Blick auf einen Lehrer in seiner Gemeinde und den dortigen Amtsvorsteher, der die Deutschnationale Volkspartei auf Föhr mitbegründet hatte:

„Echt demokratische Gesinnung – ob bürgerlich oder sozialistisch orientiert lasse ich dahingestellt – fehlt bei Beamten meistens, so bei Amtsvorstehern, Lehrern usw., bei ihnen wohnt noch ausschließlich der Geist, der uns in Unglück brachte und auch weiterhin durch seine Kriegs- und Rachegeleüste unser nationales Unglück bescheiden wird. Patriotismus heißt heute noch: Erinnerung an die ‚Herrlichkeit‘ vergangener Zeiten, Pflege des Redeschwungs mit monarchistischer Tendenz, reichlicher Alkoholgenuß zur Stimmungsmache u. Aufpeitschung der Gemüter, um das furchtbare ‚Heute‘ mit seinem gewaltigen sittlichen Ernst vergessen zu machen.“⁵⁶

Nach den Abstimmungen von 1920 wollte man sich in Regierung, Behörden, Verbänden mit dem neuen Grenzverlauf keineswegs abfinden. Eine Vielzahl von Vorkehrungen auf wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Ge-

⁵³ Föhrer Lokal-Anzeiger, 10. Dezember 1919; vgl. auch seinen Beitrag „Wohin steuern wir?“ in der Ausgabe vom 14. Dezember 1919. Vgl. Thomas Steensen: Die Insel Föhr in der Abstimmungszeit. In: Nordfriesisches Jahrbuch 20 (1984), S. 111–142.

⁵⁴ Kirchenchronik St. Laurentii, Föhr, S. 319. – Kurz hingewiesen sei auch auf den von der Insel Föhr stammenden Pastor Hinrich Cornelius Ketels (1855–1940), damals in Kiel-Hassee tätig. Als eine Gruppe von Föhrern aufgrund einer Fahrt nach Dänemark im Sommer 1919 in der „Föhrer Zeitung“ scharf angegriffen wurde, verteidigte er sie in einem Leserbrief. Das Kirchenamt soll ihn daraufhin zum Widerruf aufgefordert haben, was Ketels verweigerte; vgl. Joachim Hinrichsen: Ein Föhrer blickt zurück, Bräist/Bredstedt und Insel Amrum 1988, S. 107–109.

⁵⁵ Joachim Hinrichsen: Ein Föhrer blickt zurück, Bräist/Bredstedt und Insel Amrum 1988, S. 112.

⁵⁶ Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 301, Nr. 4501, Brief vom 26. Juli 1922; vgl. Koops: Südtondern in der Zeit der Weimarer Republik, S. 90.

biet – „Deutschtumsarbeit“ genannt – sollte in den 1920er Jahren die deutsche Position an der Grenze stärken.⁵⁷ Das Klima war besonders in den ersten Jahren nach der Abstimmung geprägt von nationaler Unduldsamkeit und nationalistischer Verhetzung. Bedenkenlos wurden die Menschen aufgrund ihrer nationalpolitischen Stellungnahme in „gute“ und „schlechte“ eingeteilt. Die Nation wurde häufig als höchster Wert schlechthin dargestellt. In den Schulen lernten viele Kinder, dass neben dem „blanken Hans“ die Dänen „uralte Feinde“ der Friesen seien. Wer prodänische Sympathien zu erkennen gab, musste sich als „Landesverräter“ beschimpfen lassen. Gegen diese Auswüchse des deutschen Nationalismus nahm aber kaum ein Pastor in Nordfriesland Stellung. Auch wenn dies bislang nicht detailliert untersucht wurde, wird man davon ausgehen müssen, dass eher das Gegenteil der Fall war. Wer in einer Atmosphäre nationalpolitischer Gesinnungsschnüffelei, an der sich auch die Behörden maßgeblich beteiligten, zur Versöhnung aufrief, wurde verdächtigt, „Handlanger der Dänen“ zu sein.

So erging es nun Johann Dankleff, Pastor in Süderende auf Föhr, der „Gerechtigkeit gegen Andersdenkende“ angemahnt hatte. Die Regierung in Schleswig verdächtigte ihn 1923 nationaler Unzuverlässigkeit.⁵⁸ In einem beschlagnahmten Verzeichnis habe man Dankleffs Frau als „offizielle Vertrauensperson der Dänen“ aufgeführt gefunden. Hier handele es sich zweifellos „um eine gegen den Bestand des Deutschen Reichs gerichtete Tätigkeit“, hielt der zuständige Beamte fest, und die Ehefrau besitze sicherlich die Zustimmung ihres Mannes. Dankleff bezeichnete die Beschuldigungen „vom Anfang bis zum Ende in verleumderischer Weise erfunden“: „Meine Frau ist Stuttgarterin und hat gar keine Sympathien für Dänemark.“ Der zur Stellungnahme aufgeforderte Gemeindevorsteher von Boldixum auf Föhr schrieb dem Oberpräsidenten über Dankleff:

„Während der Kriegsjahre und der Abstimmungszeit war er als Däne verschrien, weil er allem Hurrapatriotismus feind war. Ich halte diesen Vorwurf nicht für berechtigt, sehe vielmehr in seinem Verhalten den Ausfluß einer stark pacifistisch[en] Persönlichkeit, die von einem streng aufgefaßten Christentum zu dieser pacifistischen Stellungnahme gelangt ist. Eine energische Betonung des Deutschen Standpunktes seitens des Pastors Dankleff wäre in der Abstimmungszeit sicherlich sehr erwünscht gewesen. Aber hieran wurde er vielleicht gehindert durch offensichtliche Missstände, die er

⁵⁷ Vgl. Thomas Steensen: Die friesische Bewegung, S. 150–161.

⁵⁸ Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 309, Nr. 35265, Schriftwechsel vom 20. März bis 27. Mai 1923.

diesseits der Grenze sah, die er aber jenseits der Grenze nicht vorfand: Ich denke an das Übermaß im Alkoholgenuß, über den er nicht mit Unrecht häufig zu klagen hatte.“⁵⁹

Dankleff befand sich in seiner Gemeinde auch aufgrund von Auseinandersetzungen mit einem Lehrer und dem Amtsvorsteher in einer schwierigen Situation. Eheliche Probleme und vielleicht auch Verfehlungen des Pastors kamen hinzu. 1925 wurde er seines Amtes enthoben. Fortan war er in Frankfurt am Main im christlich-sozialen Volksdienst tätig. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde er als Gegner des Regimes mehrfach inhaftiert und verstarb im Strafgefängnis Frankfurt-Preungesheim am 9. Februar 1945.⁶⁰

Die Haltung von Geistlichen zur deutschen Nation und zur Grenzfrage sei schließlich dargestellt am Beispiel des Pastors Rudolf Muuß⁶¹ (1892–1972), der in Flensburg aufwuchs, aber familiär mit Nordfriesland verbunden war. Auch er war stark geprägt vom Abstimmungskampf, an dem er sich als Journalist und Redner in Flensburg aktiv betätigt hatte. Nach der Abstimmung wirkte er als Pastor in Tating/Eiderstedt und seit 1930 in Stedesand.

Für Rudolf Muuß war die neue Grenze eine „Gewaltgrenze“.⁶² Er warf Dänemark vor, dass es sich nicht mit der deutschen Regierung über die Grenzfrage verständigt, sondern sich „unsern Todfeinden auf Gedeih und Verderb“ angeschlossen habe. Aus historischer Sicht erscheine es jedoch sehr verständlich, dass Kopenhagen in der Zeit unmittelbar nach dem von Deutschland verlorenen Weltkrieg die Schleswig-Frage zum Bestandteil der internationalen Friedensverhandlungen machte.⁶³ Denn eine solche Einbindung der neuen Grenzordnung wurde als sicherer angesehen als ein bilateraler Vertrag allein mit Deutschland. Durch die Blockabstimmung in der ersten Zone habe Dänemark eine Versöhnung mit Deutschland zusätzlich unmöglich gemacht. So sah Muuß die Zeichen auf Kampf gestellt: „Schleswig-Holstein muß wachen, denn an seiner Nordgrenze kämpfen die Posten den schweren Kulturkampf. Volk gegen Volk. Kultur gegen Kultur.“ Es herrsche „bewaffneter Waffenstillstand“. Trotzdem äußerte Muuß die Hoffnung,

⁵⁹ Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 301, Nr. 4501, Brief vom 3. Mai 1923.

⁶⁰ Vgl. Heinrich Koops: Die Kirchengeschichte der Insel Föhr, Husum 1987, S. 75; Hinrichsen: Ein Föhrer blickt zurück, S. 113.

⁶¹ Zu Muuß vgl. Thomas Steensen: Rudolf Muuß. Heimatpolitiker in Nordfriesland und Schleswig-Holstein, Husum 1997; Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Band 11, Neumünster 2000, S. 289–294; Band 12, S. 428.

⁶² Rudolf Muuß: Verständigung oder Versöhnung. In: Der Schleswig-Holsteiner 2 (1921), Februar-Ausgabe, S. 34f.; danach auch das Folgende.

⁶³ Vgl. z. B. Erich Hoffmann: Die Abstimmung 1920 – und wo stehen wir heute? In: Grenzfriedenshefte 2/1980, S. 63–77, bes. S. 69f.

dass das alte Herzogtum Schleswig eines Tages als eine „Völkerbrücke“⁶⁴ zwischen Deutsch und Dänisch dienen könne. Nur wenige entwickelten damals in der Zeit des harten, leidenschaftlich geführten Grenzkampfs solche zukunftsweisenden Gedanken.

Nicht nur ausgeprägt nationale Gedanken finden sich bei Muuß. Stark geprägt war er auch von der Zivilisationskritik und dem „Kulturpessimismus“ jener Jahre. Immer wieder prangerte er – als junger Mann geprägt vom „Wandervogel“, der ein Streben nach Naturverbundenheit und Gemeinschaft mit Kritik an der bürgerlichen Welt verband – die „nivellierenden Kräfte der städtischen Zivilisation“⁶⁵ an. Die „zersetzende Zivilisation und der überspannte Individualismus“ wirkten nach seiner Auffassung in gleicher Weise lebensfeindlich.⁶⁶ Die Stadt hielt er für „entgottet und gottlos...“, weil Maschine und mechanisch“.⁶⁷ Als hier herrschende schädliche Erscheinungen nannte er zum Beispiel: „Geldsinn“, „Tanz um das goldene Kalb“, „Unrast“, „oberflächliche Vergnügungen“, „hemmungsloses Ausleben in sexueller Beziehung“, „entseelte Arbeit“. Der Mensch habe die Kultur verlassen und sich der Zivilisation zugewandt, „er verließ die Gemeinschaft und wurde rücksichtslos Egoist“.⁶⁸ Das „Dienen“, „Opfern“ und „Unterordnen unter die großen Bindungen“ sei verloren gegangen. Als „Quellen der Kraft des Volkes wie des Staates“ vertraute er demgegenüber auf „Dorf, Bauerntum und Heimatscholle“.⁶⁹ Neues müsse wachsen aus „den natürlichen Wurzeln des Lebens, aus der gottgeschaffenen und gottgegebenen Scholle, durch die der Pflug schneidet“.⁷⁰

Diese Gedanken, in denen sich „Agrarromantik und Großstadtfeindschaft“⁷¹ zeigten, übertrug Muuß auch auf den religiösen Bereich. So hielt er eine „Synthese zwischen unserm germanischen Blut und der Religion Jesu“ für

⁶⁴ Muuß: Verständigung oder Versöhnung, S. 34f.

⁶⁵ Rudolf Muuß: Nordfriesische Stammesart. In: Conrad Borchling und Rudolf Muuß (Hrsg.): Die Friesen, Breslau 1931, S. 128–149, hier S. 128.

⁶⁶ Rudolf Muuß: Familie und Ehe. In: Rudolf Muuß und Georg Ove Tönnies (Hrsg.): Das junge Schleswig-Holstein, Neumünster 1926, S. 61–77, hier S. 65.

⁶⁷ Rudolf Muuß: Volkstum, Religion und Kirche. In: Muuß/Tönnies: Das junge Schleswig-Holstein, S. 119–133, hier S. 131, 120 f.

⁶⁸ So Rudolf Muuß im Mai 1932 als Referent bei einem „Gästeabend“ des Jungdeutschen Ordens in Leck; vgl. Nordfriesische Rundschau, 30. Mai 1932, und Lecker Anzeiger, 28. Mai 1932.

⁶⁹ Rudolf Muuß: Erhaltung und Wiederbelebung der nordfriesischen Volkstrachten. In: Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins 15 (1928), S. 133–141, hier S. 134.

⁷⁰ Muuß: Volkstum, Religion und Kirche, S. 131.

⁷¹ So der Titel der grundlegenden Untersuchung von Klaus Bergmann, Meisenheim am Glan 1970. Vgl. zu solchen Bestrebungen in Schleswig-Holstein z. B. Jacob: Die Evangelisch-Lutherische Landeskirche, S. 68.

nötig, sprach sich zwar gegen Vorstellungen von einem „deutschen Heiland“, aber für eine „deutschgefühlte christliche Religion“ aus.⁷²

Seine Hochschätzung des ländlichen Lebens im Gegensatz zu den Zersetzungen der Großstadt floss auch in seine Gottesdienste ein. Friedrich Petersen (1856–1930), Generalsuperintendent für Schleswig, hielt über eine seiner Predigten in einem Visitationsbericht fest: „...nachdem er den Text ganz kurz gestreift, kam er mit einem mir völlig unverständlichen Sprung auf die Bauernkultur, von der er einen Aufstieg für unser Volksleben erhoffte im Gegensatz zu der Großstadtkultur, die versagt habe. Mich bemächtigte sich während des Anhörens dieser ‚Predigt‘ ein starkes Gefühl des Unbehagens und der Unzufriedenheit.“⁷³

Nach eigener Einschätzung wusste sich Rudolf Muuß „fern von völkischer Überspanntheit“.⁷⁴ Und dennoch konnte er Folgendes niederschreiben und veröffentlichen:

„...Reinhaltung der Rasse ist eine biologische Selbstverständlichkeit. Es stünde in manchem besser um unser Volk, wenn alle auf die Stimme des Blutes gehört hätten. Da wir in unserer Heimat von fremder Rassenbeimischung verhältnismäßig frei sind, im Gegensatz zu manchen anderen Gebieten Deutschlands, so ist es umso wichtiger, daß dieser Zustand aufrecht erhalten bleibt. Die Anerkennung dieses Grundgedankens schließt durchaus keinen blinden Antisemitismus oder dergl. in sich, sondern stellt nur eine einfache Tatsache fest. Rassenmischungen sind immer zum Schaden gewesen.“⁷⁵

Ganz in diesem Sinne bekundete Rudolf Muuß an anderer Stelle sein Vertrauen auf die „Macht des Blutes“.⁷⁶

Solche Gedanken vertrat ein Mann, der immerhin den liberalen Parteien zu-neigte, die Weimarer Republik also grundsätzlich bejahte – und sich damit erheblich von der Mehrzahl seiner Berufskollegen unterschied. Aber selbst er stand einem Gedankengut nahe, dessen Gefahren heute deutlich zu er-

⁷² Muuß: Volkstum, Religion und Kirche, S. 125.

⁷³ Nordelbisches Kirchenamt, Kiel, Personalakte Muuß, Visitationsbericht vom 5. August 1924.

⁷⁴ Rudolf Muuß: Hans Friedrich Bluncks religiöse Stellung. In: Die Christliche Welt 43 (1929), S. 911–914.

⁷⁵ Muuß: Familie und Ehe, S. 76f.

⁷⁶ Rudolf Muuß: Friesische Stammesart. In: Volk und Rasse 5 (1930), S. 80–95, hier S. 82.

kennen sind und das uns unerträglich erscheint. Keineswegs war Muuß ein Rassenfanatiker. So setzte er sich gelegentlich von primitivem Rassismus ab, etwa von dem NS-Rassenideologen Hans F. K. Günther.⁷⁷ Und dennoch wird an ihm beispielhaft deutlich, wie weit die gefährliche Volkstumsideologie selbst in das liberale Bürgertum hineinreichte.

Der deutsche Nationalismus und Elemente „völkischen Denkens“ gehörten weithin zur geistigen Grundausstattung vieler Pastoren in Nordfriesland und Schleswig-Holstein. Die Schwärmerei für „Volksgemeinschaft“, „Heimatscholle“, „Blut und Boden“ verhinderte es weitgehend, die vom Nationalsozialismus ausgehende Gefahr wahrzunehmen, und trug zu dessen Aufkommen bei.⁷⁸ Viele Pastoren in Nordfriesland feierten sodann begeistert das „Dritte Reich“.⁷⁹ Der stark ausgeprägte Nationalismus im Abstimmungskampf 1919/1920 gab einen Vorgeschmack. Doch führte der Weg nicht zwangsläufig und geradlinig in den Nationalsozialismus. Rudolf Muuß etwa wandte sich nach anfänglicher Begeisterung von ihm ab.⁸⁰ Alwin Lensch – Bruder der beiden Pastoren, die beim „Friesentag“ 1919 auftraten, und wichtigster Organisator dieser Veranstaltung – wurde seines Amtes als Schullektor in Niebüll enthoben und mehrfach inhaftiert.⁸¹

⁷⁷ Vgl. z. B. seine Buchbesprechungen in Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins 16 (1929), S. 165, und 20 (1933), S. 153f.

⁷⁸ Vgl. Rudolf Rietzler: „Kampf in der Nordmark“. Das Aufkommen des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (1919–1928), Neumünster 1982, S. 320f.

⁷⁹ Vgl. Steensen: Geschichte Nordfrieslands von 1918 bis in die Gegenwart, S. 74–76.

⁸⁰ Vgl. Steensen: Rudolf Muuß. Heimatpolitiker in Nordfriesland und Schleswig-Holstein, S. 62–70.

⁸¹ Vgl. Lothar Lamb: Große Namen unserer Stadt. In: Südtondern aktuell, Juni/Juli 1983.